Sprachkreis Deutsch / Bubenberg-Gesellschaft Bern

SPRACHKREIS DEUTSCH / BUBENBERG-GESELLSCHAFT BERN

Mitglied werden!

Werden Sie Mitglied des Sprachkreises Deutsch und unterstützen Sie die damit unsere Tätigkeit.

Wir setzen uns für die Geltung und den sorgfältigen Gebrauch der deutschen Sprache in ihrem angestammten Verbreitungsgebiet ein. Hochdeutsch und Mundart liegen uns gleichermaßen am Herzen.

Wir legen Wert auf eine hochwertige Sprachbildung in der Muttersprache und setzen uns für guten Unterricht in einer zweiten Landessprache an der Volksschule ein.

Wir fördern den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften in unserer viersprachigen Schweiz und befürworten Zweisprachigkeit in Regionen an der Sprachgrenze.

Wir tragen dazu bei, dass Anglizismen und Amerikanismen überlegt und mit Maß ins Deutsche eingebaut werden und dass für viele dieser englischen Wörter gute deutsche Entsprechungen gefunden und verbreitet werden.

Mitglied werden Sie am einfachsten durch Einzahlung von CHF 40 auf unser Postkonto 30-36930-7, bitte mit Angabe Ihres Namens und Vornamens, Ihrer genauen Adresse und dem Vermerk „Mitgliedsbeitrag".

Mit E-Post oder Briefpost:

Anmeldung mit E-Post an info@sprachkreis-deutsch.ch oder mit Briefpost an Sprachkreis-Deutsch, 3000 Bern.

Titelblatt: Hauptstraße in Brienz BE

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Inhalt dieses Heftes	1
Vereinstätigkeit des Sprachkreises Deutsch	2
Sprachliche Geschlechtsanbiederung	3
Deutsch als Minderheitssprache im Friaul	4
Lehrer Lämpel: Die Un-Tiefen der Vorsilbe -un	5
Was ist richtig im Deutschen, was ist falsch?	7
Der Brienzer Mundartdichter Albert Streich	9
Auflösung des Wettbewerbs zu den Mundarten	17
Impressum	26

Diesem Heft liegt die Rechnung für den Mitgliedsbeitrag 2020 mit Einzahlungsschein bei. Wenn Sie den Betrag schon eingezahlt haben, ist die Rechnung für Sie gegenstandslos.

Wenn sie nicht Mitglied sein wollen, sind wir für einen finanziellen Beitrag auf das Postkonto PC 30-36930-7 dennoch dankbar. Bitte mit dem Vermerk „Spende".

Voranzeige:

Alle Mitglieder und Gönner erhalten als Mitteilungen 2/2020 das Sonderheft des Schweizer Monats zum Thema „Macht der Sprache / Sprache der Macht."

ZUM INHALT DIESES HEFTES

Die Tätigkeit unseres Vereins

Am 14. Februar fand die Jahresversammlung 2020 unseres Sprachkreises statt. Wir berichteten über unsere Tätigkeit im letzten Jahre und warfen einen Blick auf die Ziele für heuer.

Sprachliche Geschlechtsanbiederung

Unsere *Mitteilungen* halten sich aus dem Streit um die Genderfrage im Deutschen eher heraus, da wir meinen, dass in diesem Falle Zeit alle Wunden heilt und die Gesellschaft die Auswüchse der Gendersprache überwinden und einen Weg zu einem vernünftigen Sprachgebrauch finden wird, der die Frauen spüren lässt, dass sie als gleichberechtigt ernstgenommen werden, und der dennoch dem Deutschen seine Eleganz zurückgibt. Ganz von selbst wird das jedoch nicht geschehen: Staatliche Stellen und Medien sprechen heute eine Sprache, welche sich vom sonst üblichen Gebrauch der Sprachgemeinschaft deutlich entfernt hat, jener Sprachgemeinschaft, welche von der Germanistik sonst als maßgebend für Richtig und Falsch angesehen wird.

Lehrer Lämpel: Die Un-Tiefen der Vorsilbe -un

Wieder einmal meldet sich Lehrer Lämpel zu Wort. Er sinniert diesmal über die Vorsilbe –un, welche neben der Verneinung auch ganz andere Funktionen haben kann.

Albert Streich: eine Reprise

Zur Abwechslung bringen wir noch einmal Beiträge, die, auf mehrere Hefte verteilt, vor über zwanzig Jahren in den *Mitteilungen* erschienen sind. Nur wenige Leser werden sich an die Reihe von Aufsätzen über den Brienzer Schriftsteller Albert Streich erinnern. Aus heutiger Sicht scheint die Welt, von welcher der Verfasser spricht, weit weg. Es war keine gute alte Zeit: Die Armut und Kargheit, welche das Leben der meisten Leute prägte, ist nur wenigen von uns aus eigener Erinnerung noch vertraut. Der Autor geht in einem Teil seines Werkes in der Zeit noch weiter zurück und hält eine Welt fest, in welcher unheimliche Geister und strafende Popanze besonders die Kinder und Jugendlichen in Furcht hielten. Gleich geblieben ist die moralische Ambivalenz: Die Menschen waren damals wie heute nicht nur „edel, hilfreich und gut“, sondern auch niederträchtig, feindlich und böse. Ihren Weg im Leben zu finden, war für junge Leute damals schwieriger als in unserer Zeit, in der soziale Institutionen und besonders die Schulen darum bemüht sind, die Jugend zu behüten und vor Willkür und Gewalt zu bewahren. Allerdings wissen wir alle, dass damit unsere Gesellschaft nicht ein für alle Mal besser geworden ist.

Einen besonderen Reiz stellt für viele Leser die Brienzer Mundart dar, in welcher Streich die Hälfte seines Werkes geschrieben hat. Von der feinsinnigen Lyrik bieten die gesammelten Aufsätze in dieser Nummer eine schöne Kostprobe. Streichs Werk ist auch heute noch sehr lesenswert und wird es bleiben.

Auflösung des Wettbewerbs: Mundarten erkennen

Für den Fall, dass Sie den Wettbewerb verpasst haben, sind die Texte noch einmal abgedruckt. Dazu kommt die Analyse der sprachlichen Eigenheiten, die uns verraten, in welchen Dialekten die Verfasser geschrieben haben.

Die beiden Sieger des Wettbewerbs erhalten als Preis je ein Bändchen mit Gedichten des Bielers Adam Friedrich Molz:

Christina Richard-Jaggi, Attiswil
Max Lauterbach-Huldi, Adelboden

VEREINSTÄTIGKEIT DES SPRACHKREISES DEUTSCH
Rückblick auf das Jahr 2019 und Ausblick auf 2020

1. Sprachpolitik

Ein wesentliches Thema war letztes Jahr die Zweisprachigkeit im Kanton Bern. Der Sprachkreis Deutsch setzt sich dafür ein, dass diese Förderung und das Recht darauf insbesondere auch für den Berner Jura gelten und die dortige deutschsprachige Minderheit endlich anerkannt wird. Der Sprachkreis wurde von der ECRM (der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen) dazu ersucht, einen Bericht über die Lage der deutschsprachigen Minderheit im Berner Jura und dessen Umgebung zu erstellen und einzusenden. Das geschah, und die Forderungen unseres Berichts sind vom Ministerrat einstimmig angenommen worden; der Bericht der ECRM geht zunächst an den Bund. Der Vorstand hat auch gute Kontakte zur Kantonsverwaltung knüpfen können, doch wir stehen erst am Anfang. Ansatzweise ist es gelungen, die Verhältnisse im Berner Jura aus einer anderen Perspektive darzustellen und für diese Sichtweise Verständnis zu wecken. Die Arbeit für einen „Paradigmenwechsel" in unserem Sinne wird uns jedoch noch lange beschäftigen.

2. Stilkunde und Grammatik

Weitergeführt hat der Sprachkreis in den Mitteilungen auch den grammatischen Leitfaden für eine sinnvolle und zweckmäßige Anwendung der Formen. Der Umgang mit Verben in Satzfolgen und Satzgefügen ist dabei das wichtigste Thema. Mit einem Beitrag zu den Bedingungen ist dieses Hauptkapitel der Grammatik im wesentlichen abgeschlossen. Natürlich darf es keine sprachlichen Empfehlungen geben, welche dem Sprachgebrauch in der Gesellschaft widersprechen. Doch vor einer Wertung darf sich die Grammatik nicht drücken, wenn sie den Leuten, die Rat suchen, helfen soll. (S. dazu den separaten Beitrag in dieser Nummer.)

3. Schweizer Lesebuch CH4

Das Manuskript für das Schweizer Lesebuch mit dem Arbeitstitel CH4 soll heuer fertiggestellt werden; es wird über 300 Seiten umfassen. Das Projekt, welches vom Sprachkreis aus Überzeugung mitgetragen wird, kommt damit in die entscheidende Phase. Die Anthologie ist neuartig: Mehrere Dutzend Texte in allen Landessprachen der Schweiz sollen so präsentiert werden, dass bei aufgeschlagenem Buche links das Original und rechts die Übersetzung zu lesen ist. Deutsche Texte werden in französischer Übersetzung geboten, französische, italienische und romanische in deutscher Übertragung. (S. dazu die *Mitteilungen 3/2019*, S. 12-4.)

4. Mundarten

Zu guter Letzt wurden in den *Mitteilungen 3/2019* wieder einmal die Mundarten zum Thema. Die Auflösung des Wettbewerbs finden Sie in dieser Nummer!

Dialekte sollen auch heuer zum Zuge kommen; gespannt warten wir auf die Veröffentlichung des großen berndeutschen Wörterbuches von Prof. Roland Ris.

Beachten Sie die Beiträge zum Brienzer Autor Albert Streich in dieser Nummer!

5. Vorstand

Unser Vorstand benötigt dringend Verstärkung. Melden Sie sich bitte, wenn Sie unsere Tätigkeit mitgestalten möchten.

6. Mainummer des „Schweizer Monats"

Der Sprachkreis beteiligt sich daran finanziell und mit Texten. Die Mitglieder und Gönner erhalten diese Ausgabe zum Thema „Macht der Sprache/Sprache der Macht" als Nummer 2/2020 der Mitteilungen zugestellt.

SPRACHLICHE GESCHLECHTSANBIEDERUNG:
«AB JETZT HEISST ES PROFESSORIN ARNOLD STADLER»

Von Mario Andreotti

Gastkommentar im St. Galler Tagblatt vom 13. Februar 2020

Analyse zu Eingriffen in die Sprache mit der Absicht, diese gleichberechtigt erscheinen zu lassen

Die Universität Leipzig, aber auch die Grünen in Klagenfurt, bezeichnen ihre Ämter seit gut vier Jahren nur mehr in der weiblichen Form. Es heisst dann nicht mehr Parteiobmann Reinhard Schinner, sondern Parteiobfrau Reinhard Schinner und nicht mehr Professor Arnold Stadler, sondern Professorin Arnold Stadler.

Man habe sich entschlossen, generell die weibliche Form als neutrale Form, in der die Männer mitgemeint seien, zu verwenden. Es gehe um eine gendergerechte Sprache. Ihre Befürworter führen dabei häufig das Argument an, dass es nach Jahrhunderten des generischen Maskulinums nun an der Zeit sei, dieses gegen die weibliche Form zu tauschen.

Aus linguistischer Sicht ist das kompletter Unsinn und auch irreführend; die grammatische Korrektheit der Sprache muss gewährleistet bleiben. Aber wie kommt es, dass im Deutschen grammatisches und natürliches Geschlecht gerne gleichgesetzt werden? Ein Blick in die deutsche Sprachgeschichte kann uns da Aufschluss geben.

Im 17. Jahrhundert, in der Zeit des Barocks, übersetzten deutsche Grammatiker das lateinische Wort «Genus» mit «(grammatisches) Geschlecht» und nannten den Artikel «Geschlechtswort». Das öffnete der Verwechslung mit «Sexus» Tür und Tor, und dies umso mehr, als die Genera nun männlich (der), weiblich (die) und sächlich (das) genannt wurden.

«Grammatisches und natürliches Geschlecht haben in der deutschen Sprache wenig miteinander zu tun.»

Johann Christoph Adelung, der bedeutendste deutsche Grammatiker des 18.Jahrhunderts, nannte die Neutra «Wörter ungewissen Geschlechts» und «geschlechtslos», wobei er das dritte Geschlecht unserer Tage noch nicht im Auge hatte.

So wurde die deutsche Grammatik durch eine fragwürdige Übersetzung gleichsam sexualisiert, indem ein Fachbegriff eine alltagssprachliche Zusatzbedeutung erhielt.

Diese Zusatzbedeutung liegt dem vor allem von Feministinnen geschürten Streit über die angebliche Diskriminierung der Frauen bei der Unterlassung weiblicher Wortformen zugrunde. Dabei wissen wir längst, dass grammatisches und natürliches Geschlecht in der deutschen Sprache, aufs Ganze gesehen, wenig miteinander zu tun haben.

Spitzel als grammatisches Maskulinum bezeichnet ebenso wenig nur Männer, wie etwa *Person* als Femininum nur Frauen meint. Und ein Lehrerzimmer steht Lehrern wie Lehrerinnen offen; ein Führerschein berechtigt Frauen wie Männer zum Autofahren. So gesehen, entpuppt sich das Genderproblem am Ende als das, was es ist: als Scheinproblem.

Trotzdem fordern heute vermeintlich emanzipierte Kreise, es dürften nur noch Wörter verwendet werden, die nicht a priori «männlich» zu verstehen seien, ordnen Arbeitgeber und Behörden an, ihre Mitarbeiter hätten sich im Dienstbetrieb einer gendergerechten Sprache zu bedienen.

So kam es zunächst zur Einführung von Doppelformen

(«Lehrerinnen und Lehrer»), woraus sich, ihrer Länge und Umständlichkeit wegen, dann das Binnen-I («LehrerInnen»), die Klammerung («Lehrer(inn)en») und der Schrägstrich («Lehrer/innen») entwickelten.

Doch all diese Vorschläge sind im Grunde keine Lösungen, da sie in der gesprochenen Sprache nicht funktionieren und – wenn schon – umgekehrt Männer ausschliessen. Selbst die Verwendung neutraler Partizipien, wie etwa *Studierende* statt *Studentinnen und Studenten*, funktioniert nur teilweise, da sich partizipiale Formen längst nicht bei allen Nomen herstellen lassen.

Geradezu peinlich, ja lächerlich wirkt schliesslich der zunehmend verwendete «Genderstern» («Zuhörer*in»), um das angeblich sexistische Dilemma zu überwinden. Das ist Gender-Unfug in höchstem Masse. Und das Bedenklichste daran: Die Suche nach einer gendergerechten Sprache hat nicht zur gewünschten Gleichberechtigung der Geschlechter geführt, sondern zu zerstörerischen Eingriffen in die deutsche Sprache.

Das muss uns schon deshalb aufhorchen lassen, weil das Gender-Mainstreaming, dessen Vertreter die Erkenntnisse der Linguistik beharrlich ignorieren, längst den Charakter einer Ersatzreligion angenommen hat.

DEUTSCH ALS MINDERHEITSSPRACHE IN FRIAUL JULISCH VENETIEN ANERKANNT – EIN DENKANSTOSS FÜR DEN BERNER JURA

In der italienischen Region Friaul Julisch Venetien werden neben Italienisch noch drei andere Sprachen gesprochen, die als Minderheitensprachen anerkannt sind und auch auf Verkehrstafeln sowie an öffentlichen Gebäuden erscheinen, z. B. am Sitz des Regionalrates in Triest. Die Hälfte der Bevölkerung spricht Furlan (oder Friaulisch), etwa 60'000 Personen (5%) Slowenisch und gerade mal 2'500 Deutsch.

Gemeinden, Organisationen und Körperschaften, welche die deutschsprachigen Minderheiten vertreten, und auch andere Organisationen im Sprachgebiet können Anträge stellen „zur Finanzierung von Initiativen und Maßnahmen zum Schutz und zur Förderung der deutschsprachigen Minderheiten". Noch sind die Rechte relativ bescheiden, doch sie haben bereits zu einer Stabilisierung und Verbesserung der Sprachkenntnisse geführt.

Gefördert werden von der Region

a) „Maßnahmen zur Verbreitung der Kenntnis des Deutschen und der lokalen Traditionen" durch Sprach- und Kulturkurse, Treffen und Konferenzen „zur Vertiefung der Sprachkenntnisse" sowie Forschungstätigkeiten auf sprachwissenschaftlichem und kulturellem Gebiet;

b) „Kulturveranstaltungen ... zur Förderung und Aufwertung der Minderheitssprache und der Volkstraditionen";

c) Informationstätigkeiten in deutscher Sprache, einschließlich Verlagswesen, Diskographie, multimediale Produktion und Medien, sowie Tätigkeiten in den sozialen und wirtschaftlichen Bereichen;

d) Maßnahmen zur „Anpassung der bestehenden Ausstattung der historischen Archive, Bibliotheken und Museen";

e) kulturelle Zusammenarbeit mit Einrichtungen im In- und Ausland, wo traditionell Deutsch gesprochen wird.

https://www.regione.fvg.it/rafvg/cms/RAFVG/cultura-sport/patrimonio-culturale/comunita-linguistiche/

LEHRER LÄMPEL: DIE UN-TIEFEN DER VORSILBE -UN

Hier kommt Lehrer Lämpel! Mit wachem Blick auf den heutigen Sprachgebrauch greift er Unsicherheiten und Ungenauigkeiten auf. Er klärt, korrigiert und kommentiert und möchte gemeinsam mit Ihnen darüber nachdenken, wohin unsere Sprache geht und wohin sie gehen soll. Dieses Mal wagt er sich in die Un-Tiefen einer Vorsilbe: der Vorsilbe „un-".

„Pro Person fällt ein Unkostenbeitrag von 12 Franken an", informiert mich die freundliche Dame am Telefon, nachdem sie mir alle möglichen Details zum Kurs erläutert hat. Als das Gespräch beendet ist, überlege ich: „Unkostenbeitrag" – was für ein uncharmantes Wort! Was sagt es überhaupt aus?

Einen finanziellen Beitrag soll jeder Kursteilnehmer leisten, das habe ich natürlich verstanden. Einen Kostenbeitrag oder Beitrag zu den Kosten also. Warum dann *Un-Kosten*?

Recht – Unrecht, Ruhe – Unruhe, Treue – Untreue … Sofort sprudeln in meinem Kopf unzählige Wortpaare, die durch die Vorsilbe „Un-" zu Gegensatzpaaren werden. Auch Adjektive dieser Art gibt es haufenweise: *wichtig – unwichtig, begabt – unbegabt, bekannt – unbekannt, schuldig – unschuldig, möglich – unmöglich* … Auch der *Unhold* und das *Ungeheuer* beruhen auf einer Gegensätzlichkeit, auch wenn *hold* und *geheuer* in der heutigen Sprache nur als Adjektive, nicht als Substantive existieren.

Was hat das *Un-* dann vor den *Kosten* zu suchen? Schön wäre es ja, wenn die Vorsilbe die Kosten ins Gegenteil verkehren, also auslöschen würde. Leider trifft das nicht zu: Unkosten sind selbstverständlich keine Nicht-Kosten, sondern schlicht und einfach Kosten!

Kosten also – aber was für welche? Mir kommen andere Wörter mit *Un-* in den Sinn. Der *Unmensch* zum Beispiel: Verkehrt er den Menschen tatsächlich ins Gegenteil? Oder drückt er nicht eher in deutlich abwertender Weise ein boshaftes Gebaren aus? Steht etwas unter einem *Unstern*, so ist das kein guter Stern. Kommt einer zur *Unzeit*, ist die Zeit nicht gut gewählt. Wenn sich ein *Unwetter* ankündigt, so ist das vermutlich ein Wetter, in das wir lieber nicht geraten wollen. Auch das *Unwort* ist durchaus ein Wort, aber kein begrüssenswertes. Was ist das *Unding* für ein schlimmes Ding? Die *Untat* für eine üble Tat und die *Unart* für eine schlechte Art?

Gemeinsam haben diese Begriffe also, dass das *Un-* keinen direkten Gegensatz schafft, sondern eine dezidiert negative Umdeutung – in einigen Fällen mit der Implikation, dass das betreffende Wesen oder die betreffende Sache diese Bezeichnung nicht verdient.
Hierzu passen jedoch die Unkosten im *Unkostenbeitrag* auch nicht: Die freundliche Dame am Telefon wollte mir sicherlich keine besonders bösen Kosten androhen, sondern lediglich über entstehende Kosten informieren.
Da fällt mir zudem auf, dass der Begriff der *Unkosten* je nach Kontext leicht unterschiedliche Bedeutungen trägt: „Der Gastgeber hat sich in Unkosten gestürzt", berichten die Gäste mit einer Mischung aus Bewunderung und Entsetzen. „Die Veranstaltung hat hohe Unkosten mit sich gebracht", stellen die Planer bei der nachträglichen Bilanz fest – hier kann das Element der unerwarteten, zusätzlichen Kosten mitschwingen. Beim eingangs genannten Unkostenbeitrag für den Kurs fehlen diese Implikationen.
Übrigens: Die Fachsprachen der Wirtschaft kennen keine *Unkosten*, es handelt sich also nicht um einen fachlich definierten Begriff!
Ein neuer Aspekt der Vorsilbe „un-" konkretisiert sich bei der Betrachtung weiterer Ausdrücke: „un-" dient auch als Verstärker und drückt ein besonders grosses Mass aus: eine *Unsumme*, eine *Unmenge*, eine *Unzahl* …: Bei dieser Kategorie von Wörtern kann eine negative Nuance hineinspielen, sie ist aber nicht zwingend vorhanden.
Festzuhalten bleibt die bemerkenswerte Tatsache, dass ein und dieselbe Vorsilbe sowohl einen Gegensatz als auch eine Steigerung auszudrücken vermag!
Ein besonders spannendes Beispiel ist in diesem Zusammenhang das Wort *Untiefe*: Denn dieses kann – je nach Verwendungszusammenhang – sowohl eine flache Stelle im Gewässer bezeichnen als auch eine besonders tiefe. Damit ist *Untiefe* zu *dem* Paradebeispiel für ein sogenanntes Autoantonym, Kontranym oder Januswort geworden. (In der Sprache der Schiffahrt ist der Ausdruck *Untiefe* jedoch auf eine Bedeutung reduziert: Eine Untiefe bezeichnet hier eine risikobehaftete seichte Stelle im Wasser.)
Blicken wir auf die bisherigen Erwägungen zurück, so fällt auf, dass alle Begriffe, mit denen wir uns eingehender beschäftigt haben, Substantive sind. Die Adjektive auf *un-* wirken dagegen klarer und unkomplizierter: Im Vordergrund steht dabei eindeutig die gegenteilbildende Wirkung dieser Vorsilbe. Aus der Reihe tanzen lediglich einige Adjektive, bei denen es kein gegensätzliches Wort ohne *un-* gibt – oder nicht *mehr* gibt, zum Beispiel *unbändig*, *unglaublich*, *unnütz*, *ungestüm* oder *unzulänglich*.

Doch immer noch ist das Rätsel um unser Ausgangswort *Unkosten* nicht zufriedenstellend gelöst. Wir haben es hier tatsächlich mit einem Sonderfall zu tun, bei dem die Grundbedeutung der Vorsilbe nur ansatzweise zur Erklärung herangezogen werden kann. Eine gewisse Verwandtschaft mit der verstärkenden Bedeutung in Ausdrücken wie *Unsumme* oder *Unmenge* ist vorhanden, auch deren negative Nuance ist bei *Unkosten* je nach Verwendungszusammenhang mehr oder weniger vorhanden, insgesamt jedoch deutlich schwächer. Im Eingangsbeispiel ist es wie gesagt gar nicht intendiert.
Es bleibt dabei: Ich kann mich mit dem Ausdruck *Unkosten* nicht anfreunden. Und die deutsche Sprache hält – wie so oft – deutlich schönere Alternativen bereit. Wie wäre es mit *Ei-*

genbeitrag? Mit *Kostenbeteiligung*? Oder mit *Kosten*?: „Pro Person fallen Kosten von 12 Franken an". Oder: „Pro Person fallen 12 Franken an." Manchmal kann es ganz einfach sein.

Haben Sie Fragen zu sprachlichen Themen oder Unklarheiten? Die Schweizer Sprachberatung hilft Ihnen gerne weiter.
Unter folgender Adresse erhalten Sie eine kostenlose und kompetente Auskunft: ***anfrage@schweizer-sprachberatung.ch***

WAS IST RICHTIG IM DEUTSCHEN, WAS IST FALSCH?

In der Germanistik wird es vorgezogen, sich darauf zu beschränken, Sprache, wie sie verwendet wird, zu beschreiben. Sprachwissenschaftler scheuen sich davor, Regeln dazu aufzustellen, wie Sprache verwendet werden soll, da sie die verschiedenen Varianten einer Sprache als grundsätzlich gleichwertig ansehen und normative – eben Regeln setzende - Aussagen zur deutschen Sprache für unwissenschaftlich halten. Sie überlassen deshalb dieses Feld der Regelung mit unverhohlener Geringschätzung gefallenen Engeln ihrer Zunft oder Sprachamateuren und zeigen hin und wieder genüsslich auf, wie diese Leute sich täuschen.

Die Sprachgemeinschaft als höchste Instanz

Auch Germanistinnen und Germanisten ist natürlich klar, dass nicht alles, was auf Deutsch gesagt und geschrieben wird, sprachlich richtig ist. Sie ziehen sich deshalb auf den Standpunkt zurück, dass die Sprachgemeinschaft darüber entscheidet, was richtig und falsch ist. Das ist grundsätzlich richtig, doch ist eben diese Sprachgemeinschaft als Richterin über Richtig und Falsch schwer fassbar.

1. Wer ist die Sprachgemeinschaft, welche über das richtige Deutsch entscheidet? Die Sprachgemeinschaft als Gesamtheit der Sprecher ist sich im Gebrauche des Deutschen sehr oft keineswegs einig. Sie ist heute pluralistischer als je zuvor, ihre Angehörigen fühlen sich selbst kaum als Gemeinschaft, obwohl sie in Bezug auf die Sprache sehr wohl eine sind.

2. Auch wenn die Germanistik aus egalitärem Ansatz dazu neigt, alle Variationen des Deutschen als gleichwertig zu betrachten, ist in der Sprachgemeinschaft die Meinung weit verbreitet, dass es gutes und weniger gutes Deutsch gibt. Diese Meinung wird gerade auch von vielen Leuten vertreten, die ihr eigenes Deutsch durchaus nicht für vorbildlich halten.

3. Die Konzentration darauf, den Sprachgebrauch zu beschreiben, und die Scheu davor, diesen zu werten, führt u. a. dazu, dass die Duden-Grammatik zwar über tausend Seiten umfasst, in wichtigen Fragen jedoch keine Hilfe bringt. So werden in einem Falle sechs Möglichkeiten der Tempuswahl in dass-Sätzen ohne Empfehlung und Hinweis auf Stilunterschiede aufgezählt. (S. dazu *Mitteilungen 1/2018*, S. 34.) Diese teilweise Fehlleistung ist eine unmittelbare Folge der germanistischen Haltung, sich um normative Aussagen in der Grammatik zu drücken.

4. Germanisten scheuen anderseits ebenso wie Vertreter der Politik und der Medien trotz ihrem deskriptiven Credo nicht davor zurück, normativ zu werden, wenn es ihren Exponenten gesellschaftspolitisch passt:

- Sie pochen – zu Recht – darauf, dass Frauen in Texten angemessen als solche in Erscheinung treten und liefern gerne auch die Regeln dazu, wie das zu erfolgen hat. Wie es die Sprachgemeinschaft damit hält, vernachlässigen diese Kreise souverän.
- Sie definieren, begründet oder unbegründet, die Wortwahl, an die sich insbesondere Politiker und Medienleute

zu halten haben und verbieten, zu Recht oder zu Unrecht, Wörter, die ihrer Meinung nach nicht mehr angemessen sind.

Fazit: Die Berufung auf die Sprachgemeinschaft gilt vielen Vertreterinnen und Vertretern der Germanistik nur, wenn es ihnen behagt. In anderen Fällen helfen sie gerne beim Aufstellen von Regeln.

Der Weg zu einem guten und verständlichen Regelwerk
(eine Skizze)

Eigentlich wäre es schon die Aufgabe der Germanistik, einen verständlichen Leitfaden mit guten Beispielen zu bieten, der es den Leuten erleichtert, ein gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben, also eines, welches ihre Botschaften oder Aussagen verständlich formuliert, bei den Empfängern gut ankommt und den Sendern Achtung und Aufmerksamkeit einbringt.

Das ist alles andere als einfach; für unterschiedliche Absichten (Intentionen), Situationen und Adressaten gelten jeweils andere Regeln. Ausgangspunkt dazu muss zwar eine möglichst unmarkierte, neutrale Sprache sein, die in einem breiten Spektrum akzeptabel ist. Dann aber ist dem Stil große Aufmerksamkeit zu schenken. Ein guter Stil nutzt den Wortschatz und die grammatischen Formen, welche die Sprache bietet, zur sinnvollen Differenzierung und in der Regel zu inhaltlicher Klarheit, zuweilen jedoch im Gegenteil auch zu absichtlicher Vieldeutigkeit und Suggestivität.

Eine gute und wirkungsvolle Sprache hält mit der Zeit Schritt; dazu gehört eigentlich auch, dass für wichtige neue oder vermeintlich neue Begriffe, die heute vorwiegend auf Englisch geprägt werden, auch deutsche Entsprechungen gebildet werden. Nach meinem Empfinden ist das Deutsche seit langer Zeit dem Englischen mehr hörig als die anderen europäischen Sprachen, mit denen ich vertraut bin.

Gutes Deutsch schöpft aber auch aus den hervorragenden Texten der Vergangenheit, an denen wir unseren eigenen Stil schulen können. Wenn wir die Leistungen früherer Zeiten nicht beachten oder geringschätzen, bauen wir unsere eigenen auf Sand. Jetzt wird hier ein englisches Zitat unvermeidlich. Es ist das schöne Wort Gilbert K. Chestersons: „Tradition means giving votes to the most obscure of all classes, our ancestors. It is the democracy of the dead." *rww*

Denkmal für Albert Streich von Arnold Huggler (1969)

Inschrift auf Stirnseite: GLICK UND FREID GÄBIN GLANZ.
SOORG UND MIEI MACHIN GANZ.

DER BRIENZER MUNDARTDICHTER ALBERT STREICH

(Mitteilungen 1/1999)

von Michael Gehrken

1897, also 100 Jahre nach Jeremias Gotthelf, kam in Brienz der bekannte Mundartdichter Albert Streich zur Welt. Auf dem Brienzer Quai wurde zu seinen Ehren 1969 – neun Jahre nach seinem Tod – ein vom Brienzer Künstler Arnold Huggler geschaffenes Denkmal eingeweiht; vor allem die Brienzer Frauen hatten sich dafür eingesetzt. Für die Hasli Zeitung/Der Brienzer *vom 23. Mai 1997 verfasste Michael Gehrken eine Würdigung, die wir leicht gekürzt und mit Ergänzungen von Frau Schild aus Brienz wiedergeben.*

Albert Streich kam am 26. Mai 1897 in den damals noch üblichen bescheidenen Verhältnissen zur Welt. «Mit sechs Geschwistern ist Albert Streich in einem Doppelwohnhaus an der Birgisgasse in Brienz in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen. Die Mutter hatte mit dem kargen Taglohn ihres Mannes auszukommen, und die Sorge um das tägliche Brot überschattete die ganze Jugendzeit des Dichters.» Mit diesen Worten hat Alfred Ruef die Jugendzeit des «Hüters unserer Brienzermundart» nach dessen Tod am 7. Dezember 1960 beschrieben. Albert Streichs 1923 verstorbener Vater war wie viele Brienzer im ersten Viertel des Jahrhunderts im Taglohn als Waldarbeiter und Wildbachverbauer tätig.

Mit bleichem Gesicht

Trotz dieser eher kargen Verhältnisse musste die Familie nie eigentlich Hunger leiden. Dass die harte Jugend sein späteres Wirken dennoch geprägt hat, ist wahrscheinlich.

Albert Streichs Werke in drei Bänden:
Briensertiitsch Väärsa. (Band 1. Cosmos 1970; vergriffen).
Fehnn (Werke, Band 2. Cosmos 1980).
Brienzersagen. Tschuri. Gedichte. Werke, Band 3. Cosmos 1978.

Jedenfalls erlangte Albert Streich nie jene Kraft und jenes gesunde Aussehen, wie es sich seine späteren Leser in der ganzen Schweiz vorstellten. „Als ich nach einiger Zeit dem Brienzer Dichter selber gegenüberstand, erschrak ich über sein Aussehen», erinnert sich 1961 Carl Seelig an seine erste Begegnung mit Streich. «Dieser kleine, hagere Mann mit dem bleichen, knochigen Gesicht entsprach so gar nicht dem Bild des stämmigen, von der Höhenluft braungebeizten Naturburschen, das wir uns von einem Mitbürger machten, der aus einer Berggegend stammt … Wieviele Entbehrungen und Enttäuschungen, wieviel Bitternis und Sehnsucht nach einem kleinen, bescheidenen Platz an der Sonne sprachen aus diesem Gesicht, dessen herber Mund nicht sagen wollte, was in seinem Inneren vorging!"

Enttäuschungen musste Albert Streich in seiner Jugendzeit tatsächlich hinnehmen. Gerne wäre er Lehrer geworden. Doch dieser Traum zerschlug sich schon bald, wobei gewisse Konflikte mit seinem Lehrer dazu beigetragen haben mögen. Hinzu kam, dass der Mundartdichter von früher Kindheit an körperlich eher schwach war. „Am meisten hat zu seinen Enttäuschungen der zermürbte Körper beigetragen, der ihm schon früh das Gefühl der Lebensuntüchtigkeit und der Saftlosigkeit einer Schattenpflanze einjagte", kommentierte Carl Seelig. Seine stets angeschlagene Gesundheit machte später auch das Schreiben immer wieder zu einer mühevollen Aufgabe, wobei „der gierige Zigarettenkonsum mitgeholfen hat, seine Gesundheit zu unterhöhlen".

Abgebrochene Ausbildungen

Eine tiefe Freundschaft verband ihn mit dem Kunstmaler Peter Flück aus Schwanden, der seinen aussergewöhnlichen Charakterkopf malte. Das Meisterwerk seines Freundes hängt im Gemeindehaus «Dindlen» in Brienz. Es war wohl die grosse Heimatliebe, die den einen zum begnadeten Maler, den andern zum feinfühlenden Dichter werden liess.

Wunsch

I han eggheis Eggelli Boden,
nid Handbreits hed ma mier glaan,
waruf i mmi chennti ge rroden
als eigenna Heer im Huus stahn.
I mechti o Saammen ge sääijen
i fiechta, bruunlochtiga Häärd;
i wellti o Chooren gen määijen
und das mer der Wiin im Fas gäärd.
I mechti - mid eimm Wort se's z sägen –
i ds Herrgotts Haguuten und Sägen,
i Schatten und Sunneschiin
o entli eis sässhafta siin.

rroden = sich rühren); bruunlochtig = bräunlich; Haguuten = Zucht

Aus Albert Streichs Jugenderinnerungen (1. Teil)
Mitteilungen 1/1999)

von Hans Sommer

Aus Albert Streichs Jugenderinnerungen (1. Teil) 1972 hat Dr. Hans Sommer – den meisten Mitgliedern der BUBENBERG-GESELLSCHAFT als feinsinniger und unwahrscheinlich belesener Sprachkritiker und Sprachbetrachter in lebendiger Erinnerung – einen Sammelband herausgegeben: Uf Bärnerbode. Jugenderinnerungen von Gotthelf bis Dürrenmatt (A. Francke Bern, 1972). In diesem Sammelband gibt Hans Sommer längere Ausschnitte aus Albert Streichs Jugenderinnerungen „Tschuri" wieder. Er schreibt in der Einleitung zu Albert Streich:

„Der Brienzer Albert Streich (1897 bis 1960) gehört zu den grossen Talenten des schweizerischen Schrifttums, seine gesammelten ‚Briensertiitsch Väärsa' zu den reichsten Zeugnissen der schweizerischen Dialektkunst." – In der heutigen und den folgenden Nummern drucken wir diese Ausschnitte ab.

Eines Frühsommerabends – um die Hausecken strich der Duft von Kartoffelrösti und frisch aufgeschüttetem Kaffee – schaffte die Mutter im Garten, während ich mich mit dem älteren Bruder nebenan um ein braun und weiss gestreiftes Schneckenhaus als gegenseitig begehrtes Wertobjekt balgte. Das Schneckenhaus gehörte mir, es war das überraschende und seltene Ergebnis hartnäckiger Sucharbeit in den Löchern einer bröckelnden Mauer gewesen. Nun machte der stärkere Bruder es mir streitig mit dem endlichen Erfolg, dass ich es in der vor Abwehrhaltung fest geballten Faust zu Scherben zerdrückte in dem Augenblick, als die Mutter scharf herüberrief, wir sollten aufhören.

Eine daherkommende Nachbarsfrau fängt die Worte der Mutter auf und ruft zurück: «Ja, die Buben! Sie können nicht beieinander sein, ohne sich die Köpfe zu verhauen.» Die Mutter richtet sich hierauf am Schaufelstiel hoch und tut Bescheid: «Es ist gut, dass der Jüngere auch bald zur Schule muss, so kommt er ab der Gasse und dem Schulmeister in die juckenden Hände. Unsereins mag ihm nicht immer Meister werden!»

Unterdessen haben der Bruder und ich uns wieder einträglich mit dem Rücken an den Gartenhag gelehnt und sehen der Nachbarin gwundrig auf das Maul. «So, der Tschuri muss auch zur Schule?» sagt sie und schaut mich freundlich lachend an. «Dann gehst du mit unserer Marie, die ist im gleichen Alter.» Wie die Frau das sagt, erlebe ich zuinnerst eine Enttäuschung. Ich, ein Bub, mit einem Mädchen zur Schule gehen? Das muss doch irgendwie erniedrigend sein. Dagegen muss man sich auflehnen. Trotzig und frech geschieht es: «Nein, mit einem Mädchen mache ich das nicht!»

Da lacht die Frau auf und eine Scholle heraus, sagt noch: «Warte bis du zwanzig bist!» und geht dann ihres Weges. Aus dem Lachen und ihren Worten kann ich nichts machen. Die Mutter hingegen redet halblaut und am Schaufelstiel herunter von einer dummen Trätsche und arbeitet weiter. Da stüpft mir der Bruder auch schon seinen Zeigefinger zwischen die Rippen, dass ich aufzwicke und ihm bösgesinnt um das Haus herum nachrenne.

Es gibt eine Hatz. Der Bruder läuft schneller und geschickter, kann, wenn es ihm passt, mich abstechen und findet Zeit, hinter einem Versteck hervor die lange Nase zu machen. Darob und dem nutzlosen Hinterherlaufen werde ich schliesslich fassungslos zornig, fühle mich nur noch als ein Klumpen Wut, der schreit und weint und immer wieder, mit einem gläsernen Schleier vor den Augen, vorwärts getrieben wird.

Zweimal sind wir schon um das Haus herumgekommen und ungeschoren an Vater vorbei, der in dem nach hinten angebauten Holzschopf lange Spanscheiter macht. Beim dritten Mal kommt auch der Bruder noch durch. Ich nicht. Da steht der Vater in der weiten Türöffnung, seine breite Stirn sticht weiss unter zerzaustem, magerem Haarschopf hervor, graue Augen sehen mich zornig an. Mit der einen Hand fasst er mich im Haar, mit der andern erhebt er ein daliegendes Scheit und lässt das, wie ich da stehe, auf meinen Hintern schwingen, fluchend mit sich überschlagender Stimme. Ich kann nicht sagen, die Schläge hätten geschmerzt. Trotzdem schrie ich, was der Hals herausgab, einfach aus der Berechnung heraus, eher losgelassen zu werden. Denn mehr als die Schläge empfand ich den fest zupackenden Griff in die Haare, den dadurch erlittenen Verlust meiner Bewegungsfreiheit und das Ausgeliefertsein an eine überlegene Kraft. Hinwiederum schien mir das laute und heftige Getue des Vaters – ich fühlte das instinktiv – als eine väterliche Schwäche. Er konnte doch sonst auch recht lieb sein, ganz im Gegensatz zu seinem jetzigen überbordenden Zorn. Irgendeine böse Macht musste in ihn gefahren sein, die ihn nun rückhaltlos regierte. Inzwischen hatte sich der Bruder fortgemacht. Nach der Strafverbüssung feixte er mich aus der Ferne mit einem unter uns üblichen Gabelzeichen mit dem Zeig- und kleinen Finger einer Hand aus. Da lief ich, das Bubenherz aufgewühlt von Scham und Zorn und hartem Trotz, die steinige Feldgasse bergwärts, immerzu, nur fort vom Schauplatz meiner Scham, und verlor mich bis in die Nacht hinein in den steilen Grasgütern ob dem Dorf. Bis ich mit sieben Jahren zur Schule musste, waren noch mehr Geschwister gekommen, zwei Schwestern und ein Bruder. Unsere Familie hatte sich somit, die Eltern eingerechnet, auf sieben Personen erhöht. Meiner jüngeren Geschwister achtete ich mich aber wenig, auch weiterhin schloss ich mich bei allem Bubentum dem älteren Bruder an.

Aus Albert Streichs Jugenderinnerungen (2. Teil)

(Mitteilungen 2/1999)

von Hans Sommer

Der 1. Teil dieser Folge brachte Ausschnitte aus Albert Streichs Jugenderinnerungen. Es ging um eine kleine Episode aus den Monaten kurz vor Alberts – «Tschuris» – Schuleintritt; scheinbar nebensächlich, aber wichtig für den Knaben und aufschlussreich für aufmerksame Leser. Man spürte etwas von der Armut der Familie Streich, von der Härte des Lebens, die schon dem kleinen Knaben zusetzte.

Heute lassen wir den Dichter vom ersten Schultag und von seinen Erlebnissen bei einer sehr strengen Lehrerin erzählen. Sie hat wenig Verständnis für Spielfreude, Mitteilungs- und Bewegungsdrang von Kindern. Ordnung, Gehorsam, Sorgfalt – an und für sich notwendige Tugenden – sind ihr oberstes Ziel; Liebe und Zuneigung zu den Kindern scheint sie nicht zu fühlen. So erlebt der sensible Knabe in der Schule den gleichen Druck, dem er in seinem armen Zuhause ausgesetzt ist.

Solche überstrengen Lehrerinnen und Lehrer hat es immer gegeben; zu allen Zeiten wirken glücklicherweise neben ihnen auch andere, menschlichere, die den Kindern mit Einfühlungsvermögen und Liebe begegnen. Vor 50 und mehr Jahren allerdings waren die Schulen noch recht einseitig auf Drill, Ordnung, Gehorsam ausgerichtet. Ein alter Lehrer erzählte mir einmal, ein Schulkommissionsmitglied habe ihm nach der Wahl an seine erste Stelle gesagt, er solle in der Schule nicht zu viel Firlefanz wie Zeichnen und Singen betreiben, Rechnen, Lesen und Schreiben seien die Hauptsache.

Um 1909 – Albert Streich war damals 12-jährig – erschien die Zeichnung Oberlehrer Glur. Das Historische Museum Bern zeigte sie 1983 in einer Ausstellung zum 150-jährigen Jubiläum des Staatsseminars. Im Ausstellungskatalog *Lesen – Schreiben – Rechnen – lire – écrire – calculer – Die bernische Volksschule und ihre Geschichte* wird sie so kommentiert:

> „Streng frontal, in Ordnungsliebe erstarrt, sitzt der Oberlehrer hinter seinem Pult, symmetrisch eingerahmt von Wandbildern, Papierkorb und Bussenkasse. Der Unterricht in Rechnen, Geometrie und Geographie kann beginnen; der Stock steht griffbereit. Ordnung, Fleiss und Betragen gelten als traditionelle Wertmassstäbe für schulisches Wohlverhalten. Die Erziehung der Schüler zu ‹nützlichen Gliedern der Gesellschaft› kann hier auf die kindlichen Bedürfnisse kaum Rücksicht nehmen."

Nicht umsonst sind despotische Lehrer und Erzieher, kinderfeindliche Schulen, Unterdrückung der Jugend so oft Thema in literarischen Werken jener Epoche: in Frank Wedekinds Drama *Frühlings Erwachen*, in Heinrich Manns Roman *Professor Unrat*, in Hermann Hesses *Unterm Rad*, Robert Musils *Die Verirrungen des Zöglings Törless* und in Friedrich Torbergs *Der Schüler Gerber hat absolviert*, nicht zu vergessen Stefan Zweigs Zeit- und Sittengemälde *Die Welt von gestern*.

Lassen wir als gewichtigen Zeugen Thomas Mann zu Worte kommen. Gegen Ende seines Romans *Die Buddenbrooks* schildert er einen Schulmorgen im Lübecker Gymnasium. Hanno Buddenbrook, der kränkliche letzte Spross der Familie, leidet unter dem neuen preussisch-strengen Direktor Wulicke. Es heisst von ihm:

> „Dieser Direktor Wulicke war ein furchtbarer Mann. Er war der Nachfolger des jovialen und menschenfreundlichen alten Herrn, unter dessen Regierung Hannos Vater und Onkel studiert hatten, und der bald nach dem Jahre einundsiebenzig gestorben war. Damals war Doktor Wulicke, bislang Professor an einem preussischen Gymnasium, berufen worden, und mit ihm war ein anderer, ein neuer Geist in die alte Schule eingezogen. Wo ehenmals die klassische Bildung als ein heiterer Selbstzweck gegolten hatte, den man mit Ruhe, Musse und fröhlichem Idealismus verfolgte, da waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere zu höchster Würde gelangt, und der ‹kategorische Imperativ unseres Philosophen Kant› war das Banner, das Direktor Wulicke in jeder Festrede bedrohlich entfaltete. Die Schule war ein Staat im Staate geworden, in dem preussische Dienststrammheit so gewaltig herrschte, dass nicht allein die Lehrer, sondern auch die Schüler sich als Beamte empfanden, die um nichts als ihr Avancement und darum besorgt waren, bei den Machthabern gut angeschrieben zu stehen …"

Und nun weiter in von Albert Streichs Kindheitserinnerungen*:*

Am ersten Schultag hob mich die Mutter aus dem Bett, zog mir neue Hosen an mit der Mahnung, Sorge dazu zu tragen, gab mir zu essen und hernach eine Schiefertafel und ein Federkästchen mit einem grünen Schiefergriffel darin unter den Arm und sagte: «So, nun marschiere und spute dich, dass du nicht zu spät kommst.» Und dann noch: «Nun weiss ich wenigstens, wo du den ganzen Tag über steckst.» Es war im April. Im Gärtchen vor dem Haus blühten die schneeweissen Buschprimeln schon, auf die schwarze, frisch gekehrte Erde geduckt. Über die Mauer des nahen Wiesgutes streckten Apfelbäume knospenvolle Zweige

nach der Dorfstrasse, die Wiese grünte, einzelne gelbe Löwenzahnkörbchen guckten eben aus dem Grase heraus. Über die nach dem See niedersteigenden, grauen Hausdächer flogen ab und zu die Schatten hoher Föhnwolkenbogen, die am silberblauen Himmel dahinstrichen. All das gewahrte ich wohl und mit Vertrautheit. Dass ich auszog, lesen und schreiben zu lernen, liess mich hingegen von Hause fort zum See hinunter oder in das Feld hinaus zum Spielen. Neu mutete mich ein wenig an, so früh und allein auf der Dorfstrasse und durch unbekannte Dorfteile zu gehen. Und ein wenig Angst empfand ich, es könnte aus irgendeiner Haustür oder einem Nebengässchen hervor ein grösserer Bub auf mich loskommen und mich prügeln, wie mir das schon einmal bei einem Gang durch das Dorf passiert war. Aber es trug sich am ersten Schultag nichts derartiges zu.

Mit etwelchem Staunen begegnete ich Altersgenossen, die von ihrer Mutter oder vom Vater zur Schule begleitet wurden, darunter des Nachbars Marie, die sogar heulte, als sie vor der Schulzimmertür von der Mutter wieder verlassen wurde. Es heulte noch, als die Lehrerin die Plätze angewiesen hatte; da hielt ich erst recht keine grossen Stücke mehr auf das Mädchen. Zu Mittag, als ich dann der Mutter die Namen der Begleiteten mit Schadenfreude aufzuzählen begann, schnitt sie mir plötzlich das Wort ab mit der Bemerkung, die bessern Leute machten das so, die hätten Zeit, den Kindern zu pipäperlen. Damit blieb die Sache unter uns erledigt.

Nun sass ich also in der Schule, in einem hellen Raum mit grossen Fenstern gegen Morgen und Mittag, mit glatten, weissen Wänden, einer hohen, weissen Decke und einem braunen glänzenden Fussboden und drei Reihen glänzend lackierter Schulbänke mit mir meistens unbekannten Buben und Mädchen besetzt. Vorn war der Boden etwas erhöht, und auf dieser Erhöhung stand das Pult, wie die Lehrerin sagte. Das Pult war graublau angestrichen und dahinter hing eine grosse, schwarze Tafel an der Wand, über die gleichmässige, rote Striche liefen. Alles in dem Zimmer sah nagelneu aus, schrecklich sauber und nobel und der Fussboden so glatt, dass man mit den genagelten Schuhen fast nicht auftreten durfte.

Die Lehrerin sagte denn auch, und es war fast das erste, was sie sagte, wir wären jetzt die jüngsten im neugebauten, schönen Schulhaus und wir müssten zu allen Sachen im Zimmer schön Sorge tragen, die Bänke nicht zerkratzen und die Wände nicht beschmutzen usw. Wer etwas verderbe, dessen Eltern müssten für den angestellten Schaden viel Geld bezahlen.

Die Lehrerin trug gute, saubere Kleider, schönere als die Mutter am Sonntag; sie hatte viel blondes, glänzendes Haar und ein über und über rotes Gesicht mit grauen, strengen Augen. Wenn sie laut sprach – und das tat sie meistens – klang es hoch und scharf und unwidersprechlich, ganz ähnlich wie bei der Mutter daheim beim Schelten und beim Vater, wenn der Zorn aus ihm redete. Ja, es war ganz ähnlich, und ich wusste sofort, dass ich auch in der Schule gehorchen müsste, dass ich die Beine unter der Bank stillezuhalten, geradezusitzen, nicht rechts und links nicht, sondern auf die Tafel und das Buch zu schauen und nur zu lernen hatte. Denn bald einmal machte ich auch die Erfahrung, dass dem Ungehorsam die Strafe auf dem Fuss folgte, als ein schwatzendes Mädchen die Fingerknöchel mit einem Lineal blutig geschlagen erhielt. Der Anblick der vom Zorn übernommenen Lehrerin und des laut weinenden Mädchens mit den blutenden Fingern machte mich auf lange Zeit hinaus ängstlich und voller Misstrauen gegen hohe, schöne Zimmer und selbstsichere Frauen in schönen Kleidern.

Fast überängstlich hütete ich mich davor, die Bank zu zerkratzen, den Boden zu scharren oder eine der weissen Wände zu beschmutzen. Das sollte die Eltern zuhause ja viel Geld kosten. Und

gerade in Geldsachen verstanden meine Eltern nie Spass. Ich wusste es nur zu gut: Geld war der Artikel, der zuhause stets mangelte. Durch mühsame Arbeit des Vaters sommerüber als Verbauungsarbeiter in den harten Flühen im Berg, winterüber als Holzer im verschneiten Wald, kam es karg herein; zäh und verbissen marktete die Mutter um den roten Rappen, ehe sie ihn ausgab. Mit Nötlichtun, Zurvernunftreden, mit Bitten oder kräftigem Schelten versuchte sie, den Fünfer nicht ausgeben zu müssen, wohl wissend, dass die Familie von Jahr zu Jahr grösser wurde, Vaters Zahltag aber nicht. Wäre nun zu all den notwendigen Ausgaben noch eine von mir leichtsinnigerweise verursachte gekommen, ich hätte, glaubte ich, mit einer ausserordentlich heftigen Körperstrafe und dem Verlust der elterlichen Liebe büssen müssen. Und der Verlust der elterlichen Liebe, das ahnte ich, würde mich in der Welt bodenlos machen.

(aus: *Uf Bärnerbode. Jugenderinnerungen von Gotthelf bis Dürrenmatt.* Herausgegeben von Hans Sommer. Bern 1972. S. 288–291)

Zwei Gedichte von Albert Streich

(Worterklärungen am Ende der Texte; 1. Zahl = Strophe, 2. Zahl = Zeile)

We dd muescht!

Der Straass nah am See und im Ggufer
es Epfelbeimmelli steid,
es grings und von Miesch nid suufer,
vom Biiswind siitligse ggleid.
Es steid da eso, hed niid z diiten,
eis gsetzt, due vergässen, schabab;
en Gaargel, heisst's underre Lliiten,
em beschten, mi huwwi's grad ab!

Der Uustag ischt chon – und's geid wiiter,
der Fehnn, es waarms Rägelli druf.
Was gleubscht, was ischt due gscheh siider?
Ar Seeschtraass es Wunder geid uuf!
Dert steid no geng ds Epfelbeimli
elleinig am Wasser, im Bluescht,
und treumd – es rooserroots Treimli
vom Läben. Ja, teusig, we dd muescht!

1,1 Ggufer = steiniger Boden; 1,3 suufer = sauber, rein; 1,5 z diiten = zu bedeuten; 1,6 schabab = enttäuscht, verlegen; 1,7 Gaargel = verkrüppelt gewachsener Baum; 2,1 Uustag = Frühling; 2,3 siider = seither; 2,8 teusig = tausend.

Der Holderbeun

Am Gässli steid en Holderbeun,
frisch grienn und volla Schatten,
en aaltersschwacha Hag dervor
vo Schwaarten und vo Llatten.
Är heicht em Burdi wiissi Bluescht
wiit uber ds Gässli twärischt,
und Biijeni summslen umha drin
voll Iifer und voll Äärischt.
Der Groosatt hed däm Beun no gsetzt,
den Hag gmacht mid de Llatten.
I teichen gengen umhi dran,
wen i dir ds Gässli abbhi gahn,
old gliwwen dert im Schatten.

Titel und 1,1 Holderbeun = Holunderbaum; 1,4 Schwaarten = äusserster, einseitig noch mit Rinde bedeckter Abschnitt beim Zersägen eines Baumstammes; 2,2 twärischt = querliegend; 3,3 gengen umhi = immer wieder; abbhi = ab-wärts, hinunter; 3,4 old = oder; gliwwen = ausruhen.

Aus Albert Streichs Jugenderinnerungen (3. Teil)
(Mitteilungen 4/1999)

Einleitung von Hans Sommer

Der dritte und letzte Teil der Ausschnitte aus Albert Streichs, „Tschuris", Jugenderinnerungen, lässt noch einmal auf eindrückliche, fast beklemmende Weise die bittere Armut in einem Elternhaus spürbar werden. Kinder müssen früh arbeiten lernen, um einen Beitrag zum dürftigen Auskommen zu leisten. „Tschuri", klein und eher schwächlich, mehr mit geistigen als mit körperlichen Kräften begabt, hat es schwer: Sein Grossvater, ein Leben lang zu harter Arbeit genötigt, kann solche Schwäche nicht verstehen und legt sie als Faulheit aus; fast ein Lichtblick, dass die Mutter wenigstens „Tschuris" gute Schulleistungen halbwegs gelten lässt.

Die Schule wird für «Tschuri» denn auch zu einer Art Zufluchtsort. Nach den unguten Erfahrungen mit der bösen Unterstufenlehrerin geht dem begabten und sensiblen Kind in der Sekundarschule das Tor zu einer neuen Welt voll beglückender geistiger Abenteuer auf. Der Deutschlehrer ist zwar streng, kann schimpfen und poltern; aber er tut es nicht aus Bosheit, er lässt sich nicht gehen, schlägt nicht in blindwütigem Zorn auf die Kinder ein wie jene Lehrerin. Er poltert und schimpft, weil es ihm um die Sache geht, weil er die „Trägheit" der „Kindergedanken aufpulvern muss". Deshalb empfindet das Kind „grosses Zutrauen zu diesem Menschen wie bisher nicht leicht zu einem".

Man darf wohl annehmen, dass dieser sprachbegabte und für die Sprache sich einsetzende Lehrer in „Tschuri" schlummernde Kräfte geweckt und das spätere Dichten angeregt hat. Und ebenso nachhaltig mag das „grosse Zutrauen" gewirkt haben, das der nur allzu oft in seinem Selbstvertrauen gedemütigte Knabe zu seinem Lehrer gefasst hat. Die drei Gedichte, die in der heutigen Nummer abgedruckt sind, zeigen es: In aller Bitternis seines Lebens scheint der Dichter auch später eine Art «Urvertrauen» bewahrt zu haben.

Erst allmählich ging in mein Bewusstsein ein, dass ich einen Grossvater hatte, welcher der Vater meiner Mutter war. Wohl hatte es immer geheissen, das mit einem weissen, handfesten Tuch verdeckte einzige Bett in der Wohnstube gehöre ihm, aber ich hatte den Grossvater nie darin liegen sehen, weil er früher aufstand und später zu Bett ging als ich. Auch war er werktagsüber meist nur zum Mittagessen da für kurze Zeit. Er trieb das Gewerbe eines Aussägers im hintersten Dorfteil gegen Abend, von dem ich auch nur nach und nach eine Vorstellung bekam. (…)

«Tschuri ist schwer von Begriff!» Das sagt eines Tages, es war in den Sommerschulferien, der Grossvater zu der Mutter, und ich stehe dabei und höre zu. «Er ist nicht imstande», fährt der Grossvater fort, «für die Hühner eine Handvoll Gras zu mähen, trotz meiner Anleitung und der gut gedengelten Sense.» Nun, ich empfinde ein grosses Zutrauen zu diesem Menschen wie bisher nicht leicht zu einem.

Als die Sommerferien zu Ende waren und die Herbstschule begann, blieb ein Platz in der Bank vor mir unbesetzt. Es fehlt noch jemand, dachte ich bei dieser Entdeckung, es hat sich einer wohl verspätet, aber er wird schon noch kommen! Ich empfinde den leeren Platz merkwürdig, vielleicht so, wie einen Mangel an Geborgenheit.

Und es kommt dann auch niemand mehr. Und erst, als der Schulmeister eine Kopfrechenaufgabe zu lösen gibt, wird mir plötzlich bewusst, dass da vor mir der Kaspar, der in den Ferien auf der Alp verunglückte Hüterbub, sass. Ja, freilich. Dass ich das so schnell habe vergessen können! Und sonst redet auch niemand mehr davon. Er ist einfach fort, ohne uns irgendein Erinnerungsmal zu hinterlassen. Zu Mittag auf dem Schulweg begegnet uns seine Mutter, sie trägt eine schwarze Schürze und stösst einen vierrädrigen Korbwagen vor sich her. So begegnet sie uns auch am nächsten Tag und am übernächsten und fast an jedem

schönen Herbsttag. Sie geht mit dem kleinen Gefährt auf ihren Acker ausserhalb des Dorfes zum Kartoffelgraben und macht meist ein ernstes Gesicht, aber ab und zu lächelt sie auch wieder vor sich hin.

(aus: *Uf Bärnerbode. Jugenderinnerungen von Gotthelf bis Dürrenmatt.* Herausgegeben von Hans Sommer. Bern 1972. S. 291–294)

Drei Gedichte von Albert Streich

(Worterklärungen am Ende der Texte; 1. Zahl = Strophe, 2. Zahl = Zeile)

Mi friird a d Hend

Mi friird a d Hend
I han nid Waarms a, wwaa mmi wäärmd,
dicks Gwand, ha's nid, waa Liib und Seel grächts mechti tecken.
Un uber Nacht hed's gschniid.
Schnee ischt und chaald.
E rruucha Luft chunnd us em Bäärg,
blaast dir und dir und tschuudred mi. I wil mi fecken:
Eppeis geid o das fir!

7 dir und dir = durch und durch; fecken = sich bemühen;
8 Eppeis = irgend-wann.

Der Heiwwäg

Der Wäg ischt nid geng z bruuchen
wie's eimm em liebschte wwään;
gar mengischt wil er ruuchen,
und ziitum Doorni stähn.

Muescht piischten undrer Hutten
bäärguuf es stotzigs Boort,
old bschlipfischt uf er Mutten
ganz anem wieschten Oort –

Ach, ischt er no su ruucha
und macht der miedi Bein,
erstell di eis und sinn dran:
Es ischt der Wäg fir hein!

1,2 wwään = wäre; 1,3 ruuchen = rauh, steinig werden:
1,4 ziitum = manchmal; 2,1 piischten = keuchen, ächzen, stöhne;
Hutte = Rückentragkorb / 2,2 stotzig = steil / 2,3 old = oder / bschlipfen = ausrutschen; 3,3 erstellen = eine Weile stehen bleiben, ausruhen.

Du bischt

I mag siin waan i wil,
diheimmen, im Wirtshuus, ir Straass,
i mag tuen was i wil,
mid Gieti, mid Schlääwwi, im Hass –
Geng umhi han i es erchennd,
bischt Du daa und bietischt mehr d Hend.

I mag gahn waan i wil,
äbewwägs, den Bäärg uuf old bäärgab,
i mag gsehn, was i wil,
Tagheitri, de Mmodrich von em Grab –
Geng umhi han i es erchennd,
bischt Du daa und bietischt mehr d Hend.

I weis nid, was Du bischt,
nid Namen no Woort chunnd mehr z Raad.
I weis eis:
Ohni Di erlischt mehr all Gieti und Gnaad.
Bliib bie mmer drum, Du, Diiner Hend,
und leit mi und trääg mi bis z End!

1,1 (2,1) waan = wo; 2,2 old = oder; 2,4 Mmodrich = Modergeruch;
3,2 z Raad = zu Hilfe (kommen).

(Aus: *Uf Bärnerbode. Jugenderinnerungen von Gotthelf bis Dürrenmatt.* Herausgegeben von Hans Sommer. Bern 1972. S. 288–291)

AUFLÖSUNG DES WETTBEWERBS VOM DEZEMBER 19: WER ERKENNT DIE MUNDARTEN?

Die Aufgabe wurde von vielen unserer Leserinnen und Leser als schwierig empfunden, doch ging es nicht darum, gleich alle Texte ihren Regionalmundarten zuzuordnen. Die Abgrenzung gegen benachbarte Dialekte ist oft recht schwierig. Erst recht wurde nicht erwartet, dass jemand gleich mit allen zitierten Verfassern vertraut war. Die Dialektliteratur im alemannischen Raum ist bekanntlich sehr umfangreich, besonders im Berndeutschen.

Im folgenden werden die Texte noch einmal abgedruckt, damit Sie auch mitraten können, wenn Sie das frühere Heft nicht zur Hand haben. Dann folgt die Analyse der Sprache, welche uns zur Lösung führt.

Die Zusammenfassung aller Lösungen sind ganz am Ende in Form eines ausgefüllten Lösungsblattes zu finden.

Text 1

Entlig uberchunnt ds Johaneßli og sis Täller volls: Raafgchöech, Härdöpfla, es großes Stückii Fliisch un es Redi Grümpelwurscht. Bin alem Ässe liebüüglet's mit der Bratwurscht, wa ganz schinigi Hut het vur Schmutz. „I gluube, i gluube – es zieji mer zwü!" Dr Att brichtet mit der Mueter var Bredig u daß si fürchten, es weli ganz e lenga Winter gä. D'Chind törfe net rede. Nume mengischt mückt (müpft, stößt an) ds Marieji ds Griteli, u das uberhet sig z'lache. Jitz git ds Chüngeli der Mueter hurtig em Blick u reckt mit zweie roserote, spitze Fingene i d'Blatta u nimmt es Redi Bratwurscht. Dem Johaneßli blibt vor Etsetzen u Tüübi der Härdöpfel im Hals stecke – das müesse z'gseh u nüt törfe säge! – aber es wagt's net, jitz wa dr Att grad mit der Mueter iheächt (einhängt, diskutiert), eniewis (neuis, etwas) wäg der Chalbersuppe. Aber ds Tächti ischt imstand u reckt nug iinisch i d'Blatta!

Erster Eindruck: Berner Oberland. Fürs Berner Oberland oder fürs Wallis spricht die sächliche Verkleinerungsform *ds Johaneßli*. Unvertrauter Wortschatz weist in dieselbe Richtung: *Raafgchöech, mückt, eniewis,* ebenfalls die Form *iheächt*. Wörter wie 'hangen' hat im sog. Höchstalemannischen n-Schwund vor altem german. k, welches im südl. Deutsch zu k(ch) wurde. Beispiele: *däiche, deiche* 'denken', mi *düecht* 'mich dünkt', *ke Wauch* 'keinen Wank, keine Bewegung'. Diese Erscheinung finden wir im ganzen Emmental, im Sensebezirk des Kantons Freiburg, überhaupt südlich von Bern übers Oberland bis ins Wallis. Die Monophthierung oder Ebnung von ei und ou zu ee, ii oder oo, uu finden wir auch im mittleren und oberen Emmental, nicht aber im östlichen Oberland. *Si stah* ohne Umlaut (anstatt *si stäh, si stöh*) finden wir südlich von Bern bis ins Oberland, nicht aber im Haslital. Die besondere Form des Doppellautes *heächt* (anstatt *häicht* oder *heicht*) ist jedoch nur im westlichen Oberland zu finden.

Ergebnis: Westl. Oberland (Frutigen)

Maria Lauber. *Brauchtum - Sagen - der jung Schuelmiischter.* "Wintersunntig". Bern (Francke) 1968, S. 177.

Text 2

Mit ärschtige (ernsten) Schritten isch Zaugg-Dani Bahnhöfli zuegstabet, dür ds schmale, usgfahrne Wägli us, wo vom Chappeli här vüre füehrt i ds Dorf. Er hätt zwar no nit gha z'pressiere; der Sibnizug isch no lang nid nache gsi. Aber

Dani hets prezys glych gha wie die meischten eltere Lüt – wenn si nid e Viertelstund z'früech vor em Wartsaal usse stah, hei si Chummer, der Zug fahri ganzs sicher ohni seie-n-ab.

Wie-n-er da so isch cho z'voyagiere, het men ihm der Burechnächt uf hundert Schritt agseh. Scho d'Alegi („Anlege", Kleider) het ne vo wytem verrate. Er het e Bchleidig annegha vo währschaftem, bruunem Halblyn (Halbleinen), wie-n-er hüttigstags nume no i abglägne Dörfer oder bi eltere, eigelige („eigenlichen", wunderlichen) Buremanne Moden isch.

Der Text lässt sich bald einmal als Berndeutsch aus dem Mittelland erkennen. Zaugg-Dani im ersten Satz ohne Artikel kommt im Emmental und seinem Umkreis sowie im Berner Oberland vor. In der Stadt ist es wenig üblich, und der Text hat ja auch einen ländlichen Inhalt. Wörter wie *prezys* und *voyagiere* werden zwar gelegentlich noch gebraucht, weisen aber dennoch auf einen älteren Sprachgebrauch. Das Verb 'stehen' ohne Umlaut ist im Dialekt nur von Bern an südlich zu hören und unterdessen auch da eher selten geworden: *wenn si nid ... stah* (statt *stöh*). Das höhere Mittelland scheidet aus, weil es Bchleidig und *eigelig*e, nicht *Bchleedig*, *eegelig*.

Ergebnis: Berner Mittelland, ländliche Umgebung der Stadt. Der Verfasser wuchs in Habstetten auf, einem Weiler der Gemeinde Bolligen, 7 km NW vom Zeitglockenturm.

Ernst Balzli. *Bärnerchoscht. Syner schönschte Gschichte.* Bern (Viktoria) 1975. "Chnächtemärit", S. 134.

Text 3

Am e Dunnschtigzmittag sitzed si au wider ufs Joes Buude. Es nööchberlet etz ghöörig im Winter, goht en raue Lufft; aber gschnäit häts no nid.

Im Joe ischt ufgfalle, da de Fründ der letschte Ziit eso tuuch (niedergeschlagen) ischt; er redt fascht nüüt und gsiet au gaar nid guet uus. Hät er ächscht nid tnueg z ässed oder suß Soorge, ischt er amänd chrank? tänkt er und probiert uf all Wiis und Aarde usse z bringed, wo loos säi. Aber de Peter ruckt nid uus, de ander cha frööge und „hinne ome aapöpperle (anklopfen)", wen er wott: Come on, have it out! er bringt nüüt zon im usse.

Schließlich macht er ganz ufs Ggrootwol hee: Jaja, wo die Liebe hinfällt, esh chibt ein Loch! Und iez hett en Blinde gsäh, dan er es Tüpfli ufs i funde hät, de Peter isch nämlich root woorde we Chindlimeerroose (*Chindliwehrose*, Pfingstrose). Aber uusrucke wotter au iez no nid. Do fangt en de Fründ aa zänzle: Engeltje – Slängeltje! Nimm dich iacht vor shie!

Bi däne Worte chunnt im Peter nopmänt de Si (*Sinn*, Satz) draan, wa de Grosvatter emol gsaat *(gesagt)* hät, wo en äär gfröögeт hät, wa d Liebi säi; d Liebi, hät er gsaat, säi we e Wüürglangbire, uf der Zunge süeß we s eerscht Chriese, aber dän...!

Erster Eindruck: Nordostschweiz. Heutzutage haben sich die Dialekte zwischen Schaffhausen und St. Gallen stark angeglichen. In unserem Text sollte jedoch eine nähere Bestimmung möglich sein.

Wir finden nur ein Wort, aber dieses dafür zweimal, in welchem der alte Diphtong ei, äi oder ai zu einem langen Vokal geworden ist (monophtongiert), dafür :*gsaat*. Das finden wir heute in einem ländlichen Rückzugsgebiet in den Kanton Schaffhausen und Thurgau. Ähnlich im Appenzell: *gsäät, Gääß* ‚Geiß', *Läätere* ‚Leiter'.

Ein altertümlicher Zug in den Nordostschweizer Mundarten ist der Infinitiv (die Grundform) mit *zu* (*z*) auf *–-ed*. Das ist ein alter Dativ; er erinnert uns daran, dass der Infinitiv ursprünglich ein Nomen mit Kasusformen (Fällen) ist: *(nid) tnueg z ässed, usse z bringed*. Im Gegensatz zum Thurgauer Dialekt heißt es hier aber *Dunnschtig, und* (nicht *Donnschtig, ond*), *nid, nüüt* und nicht *nöd, nünt*.

Ergebnis: Das weist auf das ländliche Schaffhausen, in unserem Falle Wilchingen und Hallau im Klettgau.

Albert Bächtold. *De Studänt Räbme*. Zürich (Büchergilde Gutenberg) 1947, S. 53.

Text 4

Ig chönnt mer d'Hoor usryße, aber i wett lieber alli Inseli um Australie ufzelle, weder säge, mit was für Worte aß ig 's Gemma under dr Schueltüre grüeßt ha. Aber äs het nit lang Quästins gmacht: „Seh, chumm – äxgüsi, chööme Sie – i han e chly Tee brocht, gäge ‚s Halsweh!" Und scho het sie 's Chörbli abdeckt, nes bluemets Häfeli, nes Taßli, nes silberigs Löffeli uf e Tisch use gnoh, drwylen aß ig dr Riegel vor der Schueltüre gstoße ha. Sie schänkt y, tuet zwee Zucker i 's Schüsseli und nickt über d'Achsle, aß drü Hoorringli über dr Stirne chly ungspänig (eigensinnig) tanzet hei, wie wenn sie wette säge: „Seh, du Stock, gsehsch nit, wo 's use wott?"

Erster Eindruck: Berner Unterland oder Solothurn. Rundung von langem a zu o: *Hoor, brocht, Hoorringli*. Wortstellung von Haupt- und Hilfsverb im Nebensatz deutlich nördlich von Bern: *drwylen aß ig dr Riegel ...gstoße ha* (Bern eher *ha gstoße). 's Gemma ... äs*: Das ist im Kt. Solothurn und im Oberaargau besonders verbreitet! Sächlicher Artikel nicht ds, nur s: *'s Gemma, 's chörbli, 's Schüsseli*. Was lässt den Raum einengen? Die Höflichkeitsform *chööme Sie*! Erstens kommt dieses lange ö in kommen im Kanton Bern nicht vor, zweitens ist es im Kanton Bern unüblich, zu siezen. Nähe zum Kanton Bern, aber auch baslerisch-elsäss. Einflüsse von nördlich des Juras.

Ergebnis: Solothurn und Umgebung (Rüttenen).

Josef Reinhart. *Lehrzyt.* "Theater im Dorf." Aarau (Sauerländer) 1938, S. 133

Text 5

Bi dene Zite fiert m'r ken Fescht! Awer jetz het's m'r fascht leid wölle tuen for die Kinder. „Üwermorjen isch Wihnachte!" haw ich zuem Jeanne g'sait, un glich gemerikt, es geht 'm grad wie mir. „Ich glaub, ich will doch e kleins Baimele kaufe!" het's gemeint; awer ich hab arig gezwiefelt, ob's noch eins krieje word. ‚s het awer doch noch ein krejt, nit emol ken so kleins, un jetz han m'r jäschte (eilen) muen for noch fertig ze were. Ich hab in aller G'schwindigkeit Lebkueche gebache, üs Kunschthoni natierlich, un's Jeanne Hirzörnle mit Nusse. D'r Otto het m'r e Stund lang Änesbrötle gerührt un noochhere d' Schüssel üsg'schleckt, un am letschte Morje haw ich noch zwei Köjelhöpf gemacht. M'r han jo jetz Wißmehl!

Erster Eindruck: Elsässerdeutsch. Zwischen Vokalen sowie zwischen r und vokalischer Endung wird g als j gesprochen: *üwermorjen, krieje, Morje, Köjelhöpf*. Zwischen Vokalen erscheint b als w: *awer, üwermorjen*. Das rückt diesen Dialekt nahe zum nördlichen Rand der alemannischen Dialekte. Der Sprossvokal in *gemerikt* passt ins Bild, und das kurze i in *Wißmehl* ist auch in der Stadt Basel üblich. Was selten vor-

kommt, sind Entrundungen: Unser Text bietet *Baimele, natierlich*. Rundung von u kommt auch nur sporadisch vor: *üs, üsg'schleckt, Köjelhöpf*. Insgesamt besteht aber kein Zweifel: Wir sind im Elsass.

Ergebnis: Unterelsass (Buchsweiler).
Marie Hart. *Üs unserer Franzosezit*. Fouesnant, Bretagne (Yoran) 2016.

Text 6

D Ryteren isch e verwahrlosete Burehof gsi, es bitzeli näbe der Wält, aber gläge, so inere Tüelen (Mulde) inne, schöner nützti nüt. Wohär dä Name cho ischt, chan i nid säge, mi chönnt fascht meine vom Husdach, wo zsälbischt grade eso usgseh het wi ne Rytere (Sieb).

Die zwöi alte Lütli, wo bis vor churzem uf däm Heimet gsi sy, hei eifach nüt meh lo mache. Si hei gäng zur Usred gha, für seie tüej es's scho no u si welli nümme go Chöschte ha i ihrnen alte Tage.

Es het uf däm schöne, aber magere Ländli oben öppe für föif bis sächs Chüe Fueter ggä; i der Chrüpfe het es aber für meh weder vierzg Stuck Löcher gha, un im Baare sy fascht e keini Seigu me gsi. Es het albe gheisse, der Ryterebuur mües syni Chüe mit de Stilen a d Wang hingerebinge, dass si nid chönni i ds Fuetertenn usespringe.

Erster Eindruck: Berndeutsch, im Nordosten. Dafür spricht *föif* ‚fünf' mit n-Schwund; diese Lautung ist aus dem Osten (Zürich, Aargau) bis in den Kanton Bern übergeschwappt. Östlicher Einfluß ist auch in *Stuck* zu sehen, im Berndeutschen heißt es sonst *Stück*. Die Lautung o in *lo, go* ist typisch für das nördliche Berner Mittelland; die Wortstellung in *wo uf däm Heimet gsi sy* (anstelle von *si gsy*) wie sonst im Berndeutschen üblich, teilt dieser Dialekt mit dem unteren Emmental und Solothurn. In Solothurn heißt es jedoch gewöhnlich *isch* und *fasch* und nicht *ischt* und *fascht*. Das ng in *a d Wang hingerebinge* und auch das Wort *zsälbischt* bringt den Text in die Nähe des Emmentals; der Dialekt ist denn auch nicht weit vom Emmental angesiedelt.

Ergebnis: Kanton Bern, südlicher Oberaargau (Melchnau).

Jakob Käser. *Oberaargouerlüt. Dorfgschichte us em ungere Bärnbiet.* "Handwärchslüt." Langnau i. E. (Emmentaler Druck AG) 1990, S. 11.

Text 7

E stargi Hand isch allerdings neetig gsi im Badhysli, und wenn aine maint, es syge-n-alles Aengel gsi, wo im Badhysli verkehrt hän, so isch er suuber uff em Bruederholzwäg. Het zem Byspil aine-n-e Paar neji Schueh agleggt gha fir go z'bade, se het er si nohär nimme bruuche z'sueche; äntwäder het er barfueß haim miese-n-oder's sin a sym Platz Schlurpe gstande, wo vor Hunger 's Muul uffgspeert hän, und aß me kai Uhr und kai Portemonnaie in de Glaider het derfe loh, isch aigetlig sälbverständlig gsi. Der Badmaischter het in derige Fäll d'Voruntersuechig gfiehrt und die Verdächtige visitiert; aber vyl isch nie usekoh, was by syner forensische Vorbildig nit verwunderlig gsi isch. Um so wirgigsvoller sin syni administrative Maßnahme gsi. D 'Frequänz vom Badhysli isch in der Buebenabdailig an schuelfreie Nohmidäg mängmol därart gsi, aß me, wenn alli hätte solle Platz ha, die Kärli hätt mies-n-uffenanderbyge. Do het sich der Sutter däwäg ghulfe, aß er numme-n-e gwiß Quantum uff's Mol ynegloh het.

Erster Eindruck: Basel Stadt. Typisch baslerisch ist die Entrundung in *neetig, Badhysli, neji* ‚neue', *miese(-n)* ‚müssen', *derfe* ‚dürfen'. g oder k anstelle von sonst üblichem ch findet sich, abgesehen von Graubünden, nur in der Stadt Basel: *stargi* ‚starke', *Glaider* ‚Kleider', *useko, wirgigsvoller*. Typisch sind weiter *uff* ‚auf' und ai in *aine maint, haim, Glaider, aigetlig, Badmaischter* sowie das g in *sälbverständlig, verwunderlig*. Endgültig bestätigt wird der erste Eindruck durch *(si) hän* ‚(sie) haben' und *mängmol* ‚oft', *agleggt* ‚angezogen'.

Ergebnis: Basel-Stadt.

Theobald Baerwart. *Im diefschte Glaibasel*. "Im Badhysli." Pharos (Basel) 1967, S. 95-6.

Text 8

A me ne Sonntignomittag im Heuet hand im Ochse zwee Puure n ond de Lehrer mitenand gjasset. S hand d Woche dore gheuet gha, me hät vil ineproocht, ond jetz hand s e chli wöle n usspane. S ischt warm gsi wie scho die ganz Woche n ond toorschtig (*durstig*). Wenn s d Hand nöd pruucht hand zom Charte n usge, hand s noch em Saftglas (Apfelweinglas) gglanget ond en Schlugg onder em Schnauz dore gschobe. Wo n ene s Jasse vertlaadet (*verleidet*) ischt, send s is Gsprööchle ggroote. S hands vom Heulade gha. De Hanes hät pralet, er lad amel so braat ond so höööch, da n er gad pschnotte (*beschnitten*, knapp) zom Schüürtor ine mög. Emol, wo n er gad no aals, wo uf de Wes (*Wiese*) gsi sei, ufglade hei, sei er mit dem Fueder öberhaupt nüme zom Loch ycho ond hei zerscht müene n en Taal *(Teil)* obenabe ryße. Do chöglet (neckt) de Heierli: Wa schwätzscht vo große Fuedere? Du häscht e chlys Loch a dim Schüürli, mit eme halbwegs rechte Füederli straaft (*streift*) me scho.

Erster Eindruck: Nordostschweiz. Heutzutage haben sich die Dialekte zwischen Schaffhausen und St. Gallen stark angeglichen. In unserem Text sollte jedoch eine nähere Bestimmung möglich sein.

Zunächst fallen die Wörter auf, in denen der alte Diphtong ei, äi oder ai zu einem langen Vokal geworden ist (monophtongiert): *vertlaadet, braat, straaft, Taal*. Das sind seit langem Lautungen in einem ländlichen Rückzugsgebiet in den Kanton Schaffhausen und Thurgau. Appenzell hat eine ähnliche Erscheinung, doch da heißt es i *wääß* ‚ich weiß', *Gääß* ‚Geiß', *Läätere* ‚Leiter'. In den Thurgau weisen o und ö in Wörtern wie *ond, d Woche dore, toorschtig, onder, öberhaupt*. Anders als bei Bächtold (s. Text 3) heißt es hier aber statt *nid* hier *nöd*. Daß die Bauern *Saft* trinken und damit Apfelwein meinen, rundet die Bestimmung des Dialekts ab. (Diese Bezeichnung ist allerdings auch im benachbarten Sankt-Gallischen üblich.)

Ergebnis: Thurgau, Seerücken (Mattwil).

Ernst Nägeli. *Rose n ond Törn*. Thurgauer Gschichte. "S größer Fueder." Huber (Frauenfeld) 1974, S. 87.

Text 9

NACHTLIED

Gueti Nacht!
Wiider ischt e Ddaag vollbracht,
und es chunnt dr lieb Fyroobe,
alli Miede frindtlich z'laabe,
wo iehr Ddaagwerch brav häi gmacht.
Gueti Nacht!

Lue dert oobe, weeli Bbracht!
I dem ghäimnisvolle Dunggel
blitzet häiligs Sternegfunggel,
und dr inner Sinn erwacht.
Gueti Nacht!

Degg is, Herr, mit dyner Macht!
Sengg, ach sengg in lyse Schlummer
alli Schmerze, jeede Chummer,
do dys Vateraug so wacht.
Gueti Nacht!

Ball, iehr Liebe, isch's vollbracht.
Wemme Staub zue Staub de bettet
und dr Gäischt derthi sich rettet
wo ne ewige Morge lacht –
ohni Nacht...

Erster Eindruck: Umgebung von Basel, Laufental, südliches Elsass. Zunächst fällt vielleicht das gg nach n in *sengg* ‚senk', *Sternegfunggel, degg* auf. Das gibt es, außer in der Ostschweiz auch in einem kleinen Gebiet um Basel herum. Lenisierung, das heißt d/ dd und b/bb für t und p kommt vor in *Ddaag, degg* und *Bbracht*. oo in Fyroobe, die Dehnung ursprünglich kurzer Vokale in offener Silbe auf: *wiider, oobe* ‚oben', *weeli (Bbracht), jede*. Das finden wir vor allem in den Kantonen Basel (Stadt und Landschaft) und Solothurn sowie im nördlichen Teil des Kantons Bern (hier allerdings nicht in *oobe*). Entrundung, d.h. ie und i für üe und ü haben wir in *Miede, frindtlich*, was wir sonst aus Basel und dem Elsass kennen.

Auf die Lösung konnte kommen, wer sich an einen Beitrag in den Mitteilungen 2/2017 erinnerte: *Das Bieldytsch im 19. Jh. und die Bieler Mundart von heute.* S. 11-25.

Die Burggasse in der Bieler Altstadt

Ergebnis: Ja es ist das Bieldeutsch des frühen 19. Jhs., vom Verfasser Adam Friedrich Molz für die Nachwelt festgehalten und 1855 veröffentlicht. Schon Molz beklagte, dass kaum mehr jemand den alten Bieler Dialekt sprach, weil die Bieler sich, als sie zum Kanton Bern kamen, in der Sprache rasch an der Stadt Bern orientierten. In der Tat steht das heutige Deutsch der Stadt Biel dem Dialekt von Bern und Umgebung sehr nahe; auch in Biel gibt es Sprecher, welche wie im eigentlichen Stadtberndeutsch das l nicht vokalisieren, also *Biel* und *Milch* sagen, nicht *Bieu* und *Miuch*, *Chind* und nicht *Ching*.

Adam Friedrich Molz. *Bieldytschi Gedicht mit hochdytsche Liggebießer.* Neuauflage. Andres & Cie (1943) S. 70-1.

Text 10

Dry Meitleni syn im Vernachten,
ohni si desse bsunders z'achten,
vun Geisholz abha, diren Wald.
Si schnadellen (zittern), we's o nid chald,
den halbwägs gseh si, vun em Schiirli
etwäg es Liecht old meh es Fiirli,
wa si verweigged (sich bewegt), nen ebchund.
Si firchten ma. Es ischt die Stund,
wa alls ungüöta underwägs:
Der Tiifel tanzed mid der Häx.
Schatzgreber süöchen nah nem Gspoor
und Schelme stäh vor Tir und Tor.
Doch, gäb wie alls druber und drunder
wollt gahn, sticht sa halt glych der Gwunder
und dänwäg isch' düö äbe gschehn,
das die Jumpferi ds Nachtvolch gsehn.
Scheen hindren andren, eis, zwei, dry,
geid da en lenga Zug verby.
Sum (engl. *some*, manche) syn uf Rossen.
Ander gnepfen (wanken, wackeln) a Stäcken.
Me gheerd Stäfzge (Stockspitzen) chlepfen.
Uf Steine chritzed's. Sprangi flygen.
Eina chnipft d'Seiti vun er Gygen.
En Brüüt, mid strüüb zerschrissnem Chranz,
weigged in Hifte si zem Tanz.

Erster Eindruck: Östliches Berner Oberland, Lötschental. Die Bewahrung von n in unbetonten Silben am Wortende ist in den Schweizer Dialekten auf große Teile des östlichen Berner Oberlandes und das Lötschental beschränkt; eine andere Eigenheit dieser Dialektgruppe, für die Unterscheidung von Nominativ und Akkusation in z. B. *der Wald - den Wald*, ist hier nur undeutlich belegt: *diren Wald*. Mit dem Wallis hat dieser Dialekt gemeinsam die entrundeten palatalen Vokale in *Schiirli, Fiirli, firchten, Tiifel, flygen, Hifte* und die Palatasierung von u und uo/ue: alls *ungüöta, süöchen, düö, Brüüt, strüüb*. Der Umlaut in *stäh* in der 3. Person Plural ist typisch für das östliche Oberland. Im Gegensatz zum Lötschental und fast dem gesamten Wallis hat das Verb nur zwei verschiedene Mehrzahlformen wie sonst im Berndeutschen (und im Hochdeutschen): Die 3. Person lautet nicht auf -nd wie zumeist im Wallis, sondern auf -n: *Dry Meitleni syn, si schnadellen, sie firchten ma.* Es sind auch keine unterschiedlichen schwachen Verbklassen mehr zu erkennen wie im Lötschental. (Auf Wikipedia gibt es zu diesen alten Verbklassen eine Tabelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Walliserdeutsch#Verbklassen

Ergebnis: Es spricht alles für das östliche Berner Oberland: Lütschinentäler sowie Brienz und Haslital. Der Verfasser wuchs zwar 1891 in Leissigen am Thunersee auf und stammte auch von dort, übersiedelte aber 1915 nach Meiringen und nahm die dortige Mundart an.

Fritz Ringgenberg. *Si sägen, das vor alten Zyten ... En Hampfella griimd Haslisagi*. "Es schiitzlechs Gstoor." Bern (Francke) 1968. S. 119.

Text 11

E Halbstund speter fragt der Papa: "Wo isch er jitz wieder, der Fritz?" Und d'Frou Rossignol antwortet: "Aber Franz, wie

channsch nume no frage! Es isch doch Samschtig. Da sy d'Rhenanen im 'Leuen' obe."
"Samschtig!" lachet der Papa, "Samschtig" Säg mr e Tag, wo si nid kneipe. - Nei, i mueß säge, eigetlech begryfen i der Peter i dem Punkt ganz guet."
"Aber los! – I gloube würklech nid, daß der Fritz meh Chance hätti bim Gladys vo Diesbach, wenn er so uf mene bessere Chabisplätz sy Juged würdi verschwitze!"
"Chabisplätz – Lue, das isch es äbe. Mit settige Redesarte machet dir der Peter toub *(taub*, böse). Dir gäbet nicht Achtung."
"I ha no nie vis-à-vis vo ihm vomene Chabisplätz gredt."

"Hofettlech nid; aber sünsch etwütscht (*entwischt*) ech all Ougeblick öppis, wo-n-er drus cha merke, wie gring dir vo nere settige Carrière dänket. Und derby weiß er ja doch, daß mir für üsi Chinder chly uf ihn zelle. – Und de überhoupt das Gladys. Das isch alles rächt und guet; aber öppis mueß der Fritz z'erscht sy, sünsch wott i vo där Gschicht gar nüt wüsse."

Erster Eindruck: Bern. *Papa* als Kosename ist im ländlichen Berndeutsch wenig üblich. Beim Verb sein fehlt in der dritten Person das t, welches auf dem Lande noch üblich ist (oder war): Wo isch er... Dafür ist das n in *channsch* und *sünsch* erhalten, ein konservativer Zug der Stadtmundart. Die Mehrzahl *Chinder* 'Kinder' ist jedoch neuer als ländliches *Chind* oder *Ching*, welches die Stadt weitgehend zurückerobert hat. *Achtung* statt *Achtig* wirkt, außer in einer Warnung, für Außenstehende gestelzt und klingt nach Berner Oberschicht.

Ergebnis: Bern Stadt. Der Verfasser gehörte zu den Burgern.

Rudolf von Tavel. *Am Kaminfüür*. Bern (Francke) "Ja, so nes Mädeli." , S. 154-5.

Bern, Gerechtigkeitsgasse

Text 12

"Drätti, darf i de z'Mittag ou cho hälfe Trämel zieh?" het der Chlyn gchääret. Am Morgen isch es gsi, gäb er i d'Schuel welle het.

"Jä, du söttisch däich nomittag der Muetter hälfe samschtige! Chönntischt ere Wasser trääge, für z'fäge, u wär no vil Holz z'byge. U am Obe chönntischt afe chly im Stal mache: Abschore, usruummen u yhegä (Futter *hineingeben*)!"

Mueß i jetz wider deheime blybe!" muugget der Chlyn. "I ha jo no nie chönne hälfe Trämel zieh u mi so druuf gfreut gha!" 's Pläären ischt ihm z'vorderisch gsi.

"Wäge myne chan er säuft (*sanft*, wohl, gut) go", redt ihm Müetti z'bescht, "I will scho eleini samschtige! Wenn er doch sövel gärn chäm."

"Nu mira, so chan er cho. Aber am föifi mueß er de ume hei. Die Erwachsene hei mer bis änenume nötig u sött doch afen öpper i Stal!"

Nujo, dormit isch der Chlyn wohl zfride gsi. Er het tifig (flink, rasch) usgrächnet: Am zwölfi hei us der Schuel, am halbi eis im Flüehligrabe nide, macht bis em föifi no vierehalb Stung, das isch e schöne Rung.

Erster Eindruck: Emmental. Sonst übliches nd erscheint als ng: Stung 'Stunde', *dänk* als *däich* 'denk, wohl', *sanft* als *säuft* 'wohl, schon'. Oberes (südliches) Emmental fällt jedoch aus: Es heißt hier *deheime, gfreut, eleini* und nicht *deheeme, gfröödt, eleeni. yhegä* 'hineingeben', *föifi* 'fünf(e)' und vor allem Obe 'Abend', jo 'ja', dormit 'damit' bringen die Sprache sogar in die Nähe des Oberaargaus und des Luzerner Hinterlandes. Eher moderne Erscheinung im Gegensatz zum übrigen Berndeutsch: *gäb er id Schuel welle het anstelle von gäb er id Schuel het welle*.

Ergebnis: Unteres Emmental. Der Verfasser, Simon Gfeller, stammte aus Trachselwald (bei Sumiswald).

Simon Gfeller. *Drätti, Müetti und der Chlyn.* Bern (Francke) 2. Aufl. 1968. "Trämel zieh", S. 145.

Text 13

Jo, duk di numme nieder, wie de witt!
I ha mers vorgstellt, du würsch's sy.
Was falle der für Jesten i?" –
„O lueg, vertritt mer mini Sezlig nit!"
„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!
Jo, dine Blu[e]me hani z'trinke ge,
und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Füür
und um mi Lebe wär mer di's nit z'tüür,
und ‚s isch mer o gar sölli wohl und weh."
So het zum Kätterli der Fridli g'seit,
er het e schweri Lieb im Herze treit,
und hets nit chönne sage iust,
und es het au in sinre Brust
e schüüchi zarti Lieb zum Fridli treit.
„Lueg, Fridli, mini schöne Blü[e]mli a,
's sin numme alli schöne Farbe dra.
Lueg, wie eis gen'nem andre lacht,
in siner holde Früehligs-Tracht,
und do sizt scho e flißig Immli dra." –
Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?
O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
i wär mit dir, wo auch kei Blüemli lacht
und wo kei Immli summt, im Paradis.

Erster Eindruck: Baselbiet, Schwarzbubenland, Laufental oder Südschwarzwald. i seh ohne g(e)-Vorsilbe; *nit, wiß, Fliß*: Kürzung von urspr. langem, geschlossenem i vor t und s, numme: Typisch NW-Schweiz und nördlich davon: *tiefste*, nicht *töifste, töyfste∫te, töüfste oder tüüfste.* Verdoppelung von m zur Vermeidung einer kurzen betonten Silbe; schweri, sage: Vokalqualität wie Baselund Umgebung. Konservativ wie in der Regel Berndeutsch: *hets nit chönne säge*, mit dem Modalverb vor dem Infinitiv, nicht *säge chönne, säge chöne, sege chöne*. *E flißig Immli*: unbestimmter Artikel und Adjektiv beim Neutrum en-

dungslos wie in Basel. Was fehlt, sind jegliche Entrundungen trotz großer Nähe zu Basel: *Füür, tüür, chönne, Blüemli und* nicht *Fiir, tiir, chenne, Bliemli*. (Diese Ausspracheweise hören wir allerdings in Basel nicht mehr oft, außer an der Fasnacht.)

Ergebnis: Die Bestimmung ist an sich schwierig, aber Inhalt, Stimmung und Stil können uns den Verfasser verraten. Das untere Baselbiet ist nicht weit, aber der Dichter ist aus dem Wiesental im südlichen Schwarzwald.

Johann Peter Hebel. "Die Überraschung im Garten." *Gedichte.* Birkhäuser (Basel) 1958. S. 163. *rww*

Lösungsblatt

	Region	**Verfasser**
1.	Westl. Berner Oberland (Frutigen)	Maria Lauber
2.	Bern Land (Habstetten)	Ernst Balzli
3.	Schaffhausen (Schleitheim)	Jakob Bächtold
4.	Solothurn (Rüttenen)	Josef Reinhart
5.	Elsass (Unterelsass, Buchsweiler)	Marie Hart
6.	Oberaargau BE (Madiswil)	Jakob Käser
7.	Basel Stadt (Kleinbasel)	Theobald Baerwart
8.	Thurgau (Mattwil)	Ernst Nägeli
9.	Östl. Berner Oberland (Meiringen)	Fritz Ringgenberg
10.	Biel Stadt (Bieldeutsch des 19. Jhs.)	Adam Friedr. Molz
11.	Bern Stadt (Stadtberndeutsch)	Rudolf von Tavel
12.	Unteremmental (Trachselwald)	Simon Gfeller
13.	Wiesental DE (Hausen), Basel	Johann Peter Hebel

IMPRESSUM:

Herausgeber	Verein Sprachkreis Deutsch SKD CH-3000 Bern (ist kein Postfach!)
Telefon	078 617 84 41 oder 076 345 78 60
Redaktion und Gestaltung	R. Wyß r.wyss@web.de Tel. 076 345 78 60
Druckerei	Herren Druck, Nidau
Erscheinungsdatum	1. April 2020

Prüfexemplare der SKD-Mitteilungen sind kostenlos erhältlich beim Verein SKD, 3000 Bern, solange der Vorrat reicht.

Sprachkreis Deutsch (Bubenberg-Gesellschaft), Bern

E-Post	info@sprachkreis-deutsch.ch
Mitgliedsbeitrag	CHF 40
Postkonto SKD	30-36930-7 IBAN: CH20 0900 0000 3003 6930 7 SWIFT: POFICHBEXXX
Copyright	für alle Texte bei den Verfassern, für die Bilder ohne Quellenangaben bei R. Wyß.
Webseiten	Sprachkreis Deutsch: sprachen.be, bernerland.ch Schweizer Orthographische Konferenz: sok.ch